

„Im Internet stoßen rechtliche Regelungen an ihre Grenzen, Schutz von Kindern braucht eine Kultur gemeinsamer Verantwortung“

Prof. Dr. Jörg Maywald im Gespräch mit Friedemann Schindler,
Sozialpädagoge, Mediendesigner und Leiter jugendschutz.net in Mainz



Maywald: Was sind die Aufgaben von jugendschutz.net und welche Rolle spielen dabei die Schutzbedürfnisse und Schutzrechte jüngerer Kinder?

Schindler: jugendschutz.net nimmt Hinweise auf Jugendschutzverstöße im Internet entgegen und geht gegen Angebote vor, die Kinder beeinträchtigen oder gefährden können. Die Kombination aus Online-Beschwerdestelle und gezielten Recherchen erlaubt es uns, schnell auf problematische Entwicklungen zu reagieren. Mit diesem Wissen unterstützen wir Jugendministerien und Internetaufsicht, beraten Anbieter und entwickeln Hilfestellungen für Eltern, pädagogische Fachkräfte, Jugendliche und Kinder. Die Schutzrechte von Kindern spielen bei uns seit 1999 eine wichtige Rolle, damals haben wir die erste Broschüre „Ein Netz für Kinder“ veröffentlicht. Kinder können sich nicht selbst vor belastenden Inhalten oder Übergriffen schützen. (Internet-) Unternehmen, Staat und Gesellschaft haben die Pflicht, ihre Sicherheit zu gewährleisten. Dies gilt auch im Netz, wo Kinder oft als Freiwillige behandelt werden. Wenn Kinder beispielsweise persönliche Daten preisgeben, können diese nicht mehr zurückgeholt werden. Da inzwischen schon Zweijährige online sind, haben die Schutzbemühungen von jugendschutz.net noch zugenommen. Durch Projekte mit dem Bundesfamilienministerium und der Stiftung MedienkompetenzForum Südwest können wir

die Risiken von Kindern kontinuierlich recherchieren, gute Kinderangebote empfehlen und Eltern bei der Medienerziehung mit Informationen und kleinen Tools unterstützen.

Maywald: Artikel 17 der UN-Kinderrechtskonvention sieht ein Recht jedes Kindes auf Zugang zu den Medien vor. Zugleich verpflichten sich die Vertragsstaaten – darunter Deutschland –, Kinder vor Informationen und Material zu schützen, die ihr Wohlergehen beeinträchtigen. Inwiefern ist die Verwirklichung dieser beiden sich ergänzenden Rechte hierzulande gewährleistet?

Schindler: In beiden Bereichen gibt es Defizite. Zwar besitzt Deutschland ein vergleichsweise strenges Jugendschutzrecht, im Internet stoßen die rechtlichen Regelungen aber an ihre Grenzen, da sich viele ausländische Anbieter nicht an deutsches Recht gebunden fühlen. Kinder bewegen sich aber immer häufiger auf großen internationalen Plattformen wie Facebook und Youtube, auf denen das hohe Schutzniveau in Deutschland nicht zum Tragen kommt. Aber auch inhaltlich ist das geltende Recht nicht mehr zeitgemäß. Die letzte Novellierung stammt aus einer Zeit, als Facebook in Deutschland noch bedeutungslos war und Smartphones nur von Managern genutzt wurden. Kommunikationsangebote gehören inzwischen zu den beliebtesten Angeboten bei Kindern. Die damit verbundenen Kontakt Risiken werden von der aktuellen Rechtslage nicht angemessen erfasst. Im Vergleich zu vielen anderen europäischen Ländern ist die Kinderseitenlandschaft in Deutschland sehr vielfältig, auch weil deren Entwicklung seit 2007 durch die Bundesregierung gefördert wird. Selbst junge Kinder können sich deshalb auf kindgerechten Angeboten bewegen und mit anderen Kindern chatten, ohne beeinträchtigende Inhalte oder Übergriffe fürchten zu müssen.

Maywald: Es gibt wohl kaum ein Thema in der Erziehung, bei dem Eltern und häufig auch pädagogische Fachkräfte so unsicher sind wie im Bereich der Medienerziehung. Die Befürchtung, ihr Kind könnte nicht früh genug gefördert und dadurch von der Entwicklung abgehängt werden, spielt ebenso eine Rolle wie die Angst vor schädigenden Einflüssen von Medien. Was raten Sie Eltern in dieser Situation?

Schindler: Als Pädagoge weiß ich, dass Kinder schneller mit Gummibärchen lernen als mit virtuellen Lernprogrammen. Sie entwickeln beispielsweise ein mathematisches Grundverständnis, wenn sie Gummibärchen geschenkt bekommen (addieren), naschen (subtrahieren) oder mit Geschwistern teilen (dividieren). Lernen heißt, die Welt zu begreifen, und ist durch Wisch-Gesten auf einem Tablet nicht zu ersetzen. Aber warum sollen Kinder nicht ihren Spaß damit haben und sich gut unterhalten lassen? Für unsere Arbeit ist entscheidend, dass bereits Kinder im Vorschulalter ins Netz gehen, weil die Bedienung der neuen Gerätegenerationen intuitiver geworden ist und keine Lesefähigkeit mehr voraussetzt. Die Sorgen von Eltern vor schädigenden Einflüssen verstehen wir gut. Es ist schwierig, mit der Entwicklung Schritt zu halten und bei unseren Recherchen stoßen wir auch auf Risiken. Allerdings gibt es zahlreiche Angebote für einen kindgerechten Einstieg ins Internet. Die Broschüre „Ein Netz für Kinder – Surfen ohne Risiko?“ zeigt, wie Eltern den Surfraum für Kinder in fünf einfachen Schritten sichern können. Auf www.kinderserver-info.de finden Eltern verschiedene Programme für PCs, Tablets und Smartphones, mit denen sie den Surfraum ihrer Kinder auf unbedenkliche Seiten beschränken können. Genauso wichtig ist es, Kindern das Netz zu öffnen. www.klicktipps.net liefert aktuelle Surfempfehlungen mit verständlichen Informationen, spielerischem Zugang und Möglichkeiten zum eigenen Gestalten. Mit www.meine-startseite.de können Kinder ihren Browser so einrichten, dass er bei jedem Start ihre Auswahl interessanter Kinderangebote präsentiert. Auch für die Onlinekompetenz gibt es Hilfestellungen. Auf www.surfen-ohne-risiko.net können Eltern kleine Sicherheitsquizze mit ihren Kindern spielen und wichtige Netzregeln zusammenstellen. Für die spielerische Vermittlung grundlegender Sicherheitsregeln eignen sich besonders die kleinen Papier-Handys und -Laptops in der Broschüre „Ein Netz für Kinder“, die beim BMFSFJ kostenlos erhältlich ist. www.schau-hin.info bietet ein kostenloses 30-Tage-Programm, das Eltern Tipps und Empfehlungen vermittelt, wie sie ihr Kind im Umgang mit Medien begleiten und Medien gemeinsam erleben

können. Das Motto lautet: „Verstehen statt Verbieten“. Das Programm bietet auch Antworten auf viele Elternfragen. Man kann persönliche Fragen direkt an den Schau-hin!-Mediencoach Kristin Langer richten.

Maywald: Einer der größten deutschen Kinderspiele-Verlage hat vor wenigen Wochen „Mein erstes Tablet“ herausgegeben, das sich an Babys und Kleinkinder ab neun Monaten richtet. Ist das sinnvoll?

Schindler: Kinder-Laptops werden schon seit vielen Jahren als Spielzeug für Kinder ab sechs Monaten angeboten. Es ist absurd, wenn Verlage mit Frühförderung oder Lernmodi in Deutsch und Englisch für eine Altersgruppe werben, in der Kinder ihre Sprache erst entwickeln. Dafür brauchen sie keine Programme oder „Belohnungen durch Geräuscheffekte“, sondern Menschen, die mit ihnen kommunizieren. Natürlich wollen sich Kinder Dinge aneignen, mit denen ihre Eltern ständig hantieren. Früher waren es beispielsweise Telefongeräte, die das Interesse von Kindern geweckt haben und mit einer Vielzahl an Spielgeräten aus Holz, Plastik oder zum Hinterherziehen befriedigt wurden. Heute ist es nur natürlich, dass Kinder schon früh anfangen, sich für Smartphones oder Tablets zu interessieren. Ob Eltern lieber ein Spielgerät kaufen oder ihre Kinder mit ihrem Gerät spielen lassen, müssen Eltern selbst entscheiden. Um Risiken auszuschließen, sollten sie ihre Kinder beim Surfen entweder begleiten oder ihre Geräte sicher konfigurieren und geeignete Apps auswählen. Empfehlenswerte Kinder-Apps finden Eltern beispielsweise unter www.app-tipps.net. Mit der App Meine-Startseite lassen sich Smartphones und Tablets auch sichern.

Maywald: Kinder lernen vor allem durch Nachahmung. Sie orientieren sich stark am Medienverhalten älterer Kinder sowie von Jugendlichen und Erwachsenen. Dies führt dazu, dass Anwendungen wie Facebook oder WhatsApp von einem großen Teil der Kinder weit vor dem von den Herstellern vorgesehenen Mindestalter – 13 beziehungsweise 16 Jahre – genutzt werden. Wie kann die Kluft zwischen Schutzaltersgrenzen und tatsächlichem Nutzungsverhalten verringert werden?

Schindler: Für jüngere Kinder gibt es moderierte Chats und Foren, in denen Erwachsene dafür sorgen, dass niemand belästigt wird. Für den Einstieg sind diese Angebote wichtig, weil sie auch grundlegende Kompetenzen zum sicheren Chatten vermitteln. Leider gibt es in Deutschland zu wenige sichere und attraktive Kommunikationsangebote für Kinder, eine Liste finden Eltern unter www.klick-tipps.net/chat. Kinder wollen aber auch ins „richtige Netz“, weil es bessere Kommunikationsmöglichkeiten bietet und ihre Freunde schon dort sind. Derzeit beschränken sich Anbieter wie Facebook darauf, ein Mindestalter festzulegen, aber das Alter der User nicht zu überprüfen. Da immer mehr Kinder Communitys nutzen, die für Erwachsene oder Jugendliche gedacht sind, erwarten wir von deren Betreibern, dass sie sich dieser Entwicklung stellen und sichere Nutzungsmöglichkeiten für Kinder schaffen. Konkret denken wir an Kinder-Accounts, die verhindern, dass Kinder von Fremden belästigt werden, unbewusst persönliche Daten veröffentlichen oder in Kostenfallen tappen. Eltern müssten festlegen können, mit wem ihre Kinder sich online „treffen“. Ein Whatsapp for Kids oder ein Kidsbook böte Kindern gute Möglichkeiten, mit Geschwistern, Großeltern und Freunden gefahrlos zu kommunizieren.

Maywald: Wenn sich Kinder riskant verhalten, zum Beispiel bei der Preisgabe persönlicher Daten, oder im Netz gemobbt werden, richtet sich der Blick sofort auf die Eltern. Wird dies der Problematik gerecht und inwiefern müssen die Hersteller von Hard- und Software sowie die politisch Verantwortlichen hier mit in die Verantwortung genommen werden?

Schindler: In der Tat ist es viel zu einfach, nur Eltern in die Pflicht zu nehmen. Natürlich sind sie gefragt, ihre Kinder für Risiken zu sensibilisieren, den Netzzugang zu sichern und als Ansprechperson bei Problemen zur Verfügung zu stehen. Dazu brauchen sie allerdings Unterstützung, beispielsweise Angebote, die die Unerfahrenheit von Kindern nicht ausnutzen, Kommunikationsdienste, die Belästigungen und Mobbing konsequent ahnden, und

Geräte, die schon sicher vorkonfiguriert sind. Benötigt wird eine rechtliche Grundversicherung, die beispielsweise die Abfrage von Daten Minderjähriger umfassend reguliert. Angesichts der Entwicklungsgeschwindigkeit des Internet brauchen Eltern aber auch Informationen, wo Risiken bestehen und wie sie die Medienerziehung ihrer Kinder konkret gestalten können. Die Forderung, dass Eltern hinschauen sollen, was ihre Kinder im Netz machen, ist schnell formuliert. Schwerer zu beantworten ist aber die Frage, wie sie ihre Kinder bei der Entwicklung von Medienkompetenzen ganz praktisch unterstützen können.

Maywald: Die marktbeherrschenden Anbieter wie Google, Facebook und Co. haben ihren Sitz allesamt im Ausland, zumeist in den USA. Gibt es Bestrebungen, entsprechend auch den Kinder- und Jugendmedienschutz auf eine internationale Grundlage zu stellen?

Schindler: In Teilbereichen ist internationale Zusammenarbeit bereits Realität, Darstellungen des sexuellen Missbrauchs sind weltweit geächtet. Es gibt internationale Kooperationen und gemeinsame Datenbanken, mit denen beispielsweise Beschwerdestellen Informationen austauschen, um diese Inhalte schnell zu löschen. Ansonsten sind die Auffassungen selbst in Europa sehr unterschiedlich, vor welchen Inhalten Kinder geschützt werden sollten. Nötig wäre hier eine Konkretisierung der UN-Kinderrechtskonvention. Neben internationalen Vereinbarungen spielen die Content-Richtlinien globaler Unternehmen eine immer wichtigere Rolle. Sie schließen meist schwere Verstöße gegen den Jugendschutz aus. Wenn die Betreiber ihre Richtlinien auch durchsetzen, kann zumindest die Propagierung von Rassenhass oder Verletzungen der Menschenwürde auf reichweitenstarken Plattformen verhindert werden. Diese Selbstregulierung funktioniert aber noch nicht bei Inhalten, die „nur“ jugendgefährdend oder entwicklungsbeeinträchtigend sind. Bei Onlinespielen und Appstores werden gerade internationale Bewertungssysteme erprobt, die länderspezifische Alterskennzeichen ermöglichen sollen. In den USA gibt es beispielsweise eine größere Sensibilität bei sexuellen Darstellungen, in Deutschland eher bei Gewaltbil-

dern. In Pilotprojekten wird derzeit getestet, wie Klassifizierungen nach nationalen Gepflogenheiten gewichtet werden können. Der Gesetzgeber will solchen Bemühungen künftig eine rechtliche Grundlage geben. Unabhängig davon muss der rechtliche Jugendmedienschutz für sich in Anspruch nehmen, für alle Angebote Gültigkeit zu haben, die sich an Nutzer in Deutschland richten. In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, warum Global Player ganz gezielt ein deutsches Publikum ansprechen und örtlich bezogene Werbung schalten können, sich gleichzeitig aber nicht in der Lage sehen, deutsches oder europäisches Jugendschutzrecht zu berücksichtigen.

Maywald: Worin bestehen Ihrer Erfahrung nach gegenwärtig die größten Schutzlücken im Bereich des Kinder- und Jugendmedienschutzes?

Schindler: Die zunehmend mobile Nutzung von Internetdiensten macht es für Eltern schwerer, die Mediennutzung ihrer Kinder angemessen zu begleiten. Gleichzeitig bergen die mobilen Dienste größere Gefahren: Fehlende Sicherheitseinstellungen und Meldemöglichkeiten in Apps erhöhen das Risiko, mit beeinträchtigenden Inhalten konfrontiert oder von Fremden belästigt zu werden. Sexting-Darstellungen, die mit Handys fotografiert und verschickt werden, werden häufig zum Cyberbullying missbraucht. Auch für die jüngsten Nutzer bergen Apps viele Risiken wie Kostenfallen oder die Konfrontation mit ungeeigneten Inhalten.

Maywald: Die Medienlandschaft ist von rasanten Veränderungen geprägt. Worin bestehen in den kommenden Jahren Ihrer Meinung nach die größten Herausforderungen mit Blick auf Kinder und wo sehen Sie politischen Handlungsbedarf?

Schindler: Der Jugendschutz kann mit den rasanten Veränderungen nur Schritt halten, wenn er früher als bisher ansetzt. Schon bei der Entwicklung neuer Produkte muss mitgedacht werden, wie Risiken für Kinder und Jugendliche reduziert und sicheres Verhalten junger Menschen gefördert werden können. Bei Autos sind integrierte Schutzmechanismen und intelligente Assistenzsysteme inzwischen